

Mittwoch, 15. September 2010

Die Musik und der Glaube haben sie gerettet, so sagt sie heute. Beides hat ihr Kraft gegeben, hat sie am Leben gehalten. In der Musik konnte sie sich ausdrücken all die Jahre, in denen sie schweigen musste. Der Glaube war ihre Zuflucht, ihr Rückzugsort vor dem Schrecken.

So lange konnte sie nicht darüber reden. Aus Scham. Und aus dem verzweifelten Wunsch, dass es nicht wahr sein sollte, was damals geschehen war. Damals, als sie noch ein Kind war, vor fast vierzig Jahren.

Er hat sie sexuell missbraucht. Heute kann sie das aussprechen. Mühsam hat sie es gelernt, und man merkt, dass es sie noch immer Kraft kostet. Aber sie will darüber reden. Sie ist froh, dass das Thema sexueller Missbrauch aus der Tabuecke herauskommt. Dass den Opfern endlich zugehört und geglaubt wird.

Der Mann, der sich damals an ihr vergangen hat, war Pfarrer, evangelisch, verheiratet. Ein scheinbar ganz normaler, netter Mann. Sie war Konfirmandin, zwölf, dreizehn, vierzehn Jahre alt. Nie hätte sie mit ihren Eltern darüber reden können. Über Sexualität wurde nicht geredet damals, in der Kleinstadt in den siebziger Jahren. Und schon gar nicht im Zusammenhang mit der Kirche oder dem Pfarrer. Außerdem fühlte sie sich schuldig. Heute weiß sie, dass solche Gefühle ganz viele Opfer von sexuellem Missbrauch zum Schweigen bringen: Schuldgefühle für etwas, für das man selbst doch gar keine Verantwortung hat. Scham über das, was ein anderer einem angetan hat.

Schwach, wertlos, beschmutzt kam sie sich vor. Diesen Gefühlen war sie hilflos ausgeliefert, da sie mit niemandem darüber sprechen konnte. Das gelang ihr erst viel später. Als Jugendliche und junge Erwachsene zog sie sich emotional immer mehr von anderen zurück. Gefühle, sagt sie heute, konnte ich mir nicht leisten – das war viel zu gefährlich. Jedenfalls keine Gefühle gegenüber anderen Menschen.

In der Musik – ja, da konnte sie etwas spüren. Da fand sie einen Ausdruck für ihre inneren Empfindungen. Sie lernte Klavier spielen und Geige, sang im Chor. Später studierte sie Musik fürs Lehramt. Es ging ihr nie darum, virtuos zu glänzen. Musik war ihr Weg, sich mitzuteilen, mit anderen Menschen zu kommunizieren. Wenn ich singe oder musiziere, bin ich in meiner eigenen Welt, sagt sie. Dann bin ich geschützt und geborgen.

Die Musik half ihr auch, ihren Glauben nicht zu verlieren. Denn wenn ein Pfarrer zum Täter wird, sich an Schutzbefohlenen vergeht – wie kann da der Glaube, den er vertritt, noch glaubwürdig bleiben? Es war vor allem das Singen im Chor, das ihr immer wieder einen Zugang zum Glauben öffnete. Besonders Bachs Musik, seine Choräle und Kantaten, die Johannespassion sind ihr nahe. „Dennoch bleibt in allem Leide Jesu meine Freude.“ Wenn ich das singe, dann ist es auch wahr, sagt sie, dann weiß ich, dass Jesus an meiner Seite ist. In der Musik ist Gott mir immer nah gewesen.

Die alten Worte und die Kraft dieser glaubensstarken Musik gaben ihrer verletzten Seele Halt. Es war ein weiter Weg, bis sie auch Heilung finden konnte. Ihre erste Ehe zerbrach. Sie dachte, dass sie sich nie mehr auf einen anderen Menschen einlassen könnte. Ihren Kindern zuliebe, so meinte sie, begab sie sich in eine Therapie. Ihnen konnte ich doch mein Schweigen und meine Distanz nicht zumuten, sagt sie – und ergänzt gleich: aber ich konnte selbst nicht mehr weiter. Sie hatte viel Angst vor dieser Therapie. Aber mit Hilfe der Therapeutin lernte sie langsam, über ihre alten Verletzungen zu sprechen. Und sie konnte auch die Kraftquellen erkennen, aus denen sie die ganze Zeit geschöpft hatte. So verlor die Gewalterfahrung, die solange ihr Leben geprägt hatte, allmählich an Macht. Ganz wird sie wohl nie verschwinden; sie bleibt ein Teil ihres Lebens.

Musik und Glaube haben sie auch während der Therapie und danach zuverlässig gestärkt.

Inzwischen hat sie wieder geheiratet. Ihren Mann hat sie im Chor kennen gelernt. Im vergangenen Jahr haben sie beide Händels Messias gesungen. „Ich weiß, dass mein Erlöser lebt“ – die Arie, sagt sie, das ist mein musikalisches Bekenntnis.